

Inhaltsverzeichnis

Queen Mary – Rettung in größter Not.....	5
Ein glückliches Heim	26
Mein achtzigster Geburtstag.....	28
Ich denke an vorige Zeiten	37
Paul Le Seur – ein Rufer zu Gott.....	52
Der Brötchentütenmissionar	59
Die Erweckung und das Lied	62
Ein Lied wird zu einem tiefen Erleben ...	68
Ein Lied aus Indien	70
Wunderbare Gespräche	76
Lena ist gestorben.....	80
Eine Hiobsgestalt	85
Kleider machen Leute	92
Bernd Meier berichtet aus seinem Leben .	100
Nicht schimpfen, nur freuen	122
Gottes Barmherzigkeit	126
Unsere Bedürftigkeit	131
Unsere beiden Adoptivkinder	133
Christinchen	141

Queen Mary – Rettung in größter Not

Es war ein abenteuerliches Unternehmen, das sich Mylene Parquette vorgenommen hatte. Mit ihrem sieben Meter langen Motorboot wollte sie von Halifax in Kanada bis nach Frankreich über den Ozean fahren. Aber ihre Reise wurde nicht vom Glück überstrahlt. 83 Tage war sie schon auf See, sah keine anderen Schiffe und dadurch auch nie einen anderen Menschen. Nur Wasser, hohe Wellen und heftige Winde waren ihre Begleiter. Plötzlich kam ein schrecklicher Sturm auf, wie sie ihn noch nie erlebt hatte. Das Boot wurde hin und her gerissen und sehr weit von der geplanten Fahrtroute abgetrieben. Mylene wurde sich bewusst: „Wenn jetzt keine Hilfe von oben kommt, bin ich verloren, hoffnungslos verloren.“

Angst überfiel sie, und sie wusste sich dem Tode auf hoher See ausgeliefert. Sie verlor Zeit, viel Zeit, und aus eigener Anstrengung konnte sie ihr Ziel nie und nimmer erreichen. Ihre Vorräte gingen zur Neige, und

vor allem quälte sie der Durst. In ihrer großen Verzweiflung schrie sie zu Gott. Nur er konnte sie aus den mächtigen Wellen noch bergen oder ihr sonst Hilfe zuteil werden lassen. So warf sie sich auf ihre Knie, hob die Hände zu Gott empor und bat ihren Schöpfer um Rettung. Sie startete auch noch einen Notruf. Aber wer könnte den überhaupt hören? Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so elend, hilflos und ohne Hoffnung gefühlt. Verhungern und verdursten müsste sie und ihr junges Leben von gerade mal 30 Jahren auf dem offenen Meer aushauchen.

Etwa 160 Meilen von ihrem Boot entfernt war ein großartiges, mächtiges Passagierschiff von New York nach Southampton unterwegs und hatte gerade das Meer an der Stelle erreicht, wo im April 1912 die Titanic, das damals größte und gewaltigste Schiff Englands, auf seiner Jungfernfahrt mit einem Eisberg zusammengestoßen und an seiner Bordwand auf 90 Meter Länge aufgerissen worden war. Innerhalb von drei Stunden war das Prachtschiff voll Wasser gelaufen und 1503 Menschen hatten bei dieser Katastrophe den Tod gefunden. Die Titanic versank in den Fluten. Fast an der gleichen

Stelle war jetzt wieder ein großartiger Ozeandampfer, die Queen Mary II., unterwegs. 345 Meter ist sie lang und bietet 2600 Passagieren Platz. 1200 Matrosen und sonstiges Bordpersonal sind für die Betreuung der Reisenden zuständig. Es ist wirklich ein riesiges Schiff mit mehreren Stockwerken. Plötzlich verlangsamte der Luxusdampfer seine Fahrt und hielt dann an. Das war mitten auf dem Ozean ungewöhnlich. Aber sofort erfolgte die Durchsage des Kapitäns über den Lautsprecher: „Wir werden unsere Route ändern, um 160 Seemeilen entfernt einer jungen Kanadierin zu Hilfe zu kommen, die in Seenot geraten ist.“ Auf diese Mitteilung hin beruhigten sich die Fahrgäste und warteten gespannt auf die Ereignisse, die auf sie zukommen würden. Und wirklich – Welch ein Wunder – die Rettung von Mylene konnte gelingen.

Die junge Frau war von diesem Ereignis überrascht. Plötzlich tauchte der Riesendampfer vor ihr auf und fuhr dicht an ihr Miniboot heran. An Deck standen die Passagiere und winkten der in Not geratenen jungen Frau fröhlich zu. Auch Mylene streckte den Reisenden ihre Hände entgegen. Nun

war die Rettung nahe. An Seilen wurden Tanks mit Wasser und anderen Getränken von der Queen Mary heruntergelassen, dazu noch Körbe mit größeren Mengen Lebensmitteln. Sie musste jetzt nicht mehr verdursten oder verhungern, sondern würde ihr Ziel doch noch erreichen.

Als diese Aktion beendet war, setzte die Queen Mary ihre Reise fort. An der Reling aber ertönte aus mehreren tausend Kehlen ein lautes dreifaches „Hipp, hipp, hurra!“ Mylene aber hob ihre Hände zu Gott empor und war bewegt. Außerdem hielt sie ein großes Schild in die Höhe, auf dem nur ein Wort stand: „Danke!“ Welch großes Geschenk hatte Gott dieser Kanadierin gemacht, und sie wird immer wieder anderen davon berichten, welch ein Wunder sie durch die Queen Mary erfahren hat.

Die Geschichte von der Rettung der jungen Kanadierin aus Verzweiflung und Todesnot hat mich sehr nachdenklich gestimmt. Mit Recht fragte ich mich: Kenne ich Menschen, denen auch eine Queen Mary zur Hilfe kam, als sie das Elend und die Not fast nicht mehr ertragen konnten? Ja, ich weiß um solche Ereignisse.

Die Geschichte von Helene Dück habe ich schon einmal in dem Buch „Wie Perlen an einer Schnur“ erzählt. Aber es war so schnell vergriffen, dass Leser mich baten, das einzigartige Leben dieser Frau doch noch einmal zu Papier zu bringen.

Auch sie hat die Queen Mary wunderbar in ihrem Leben erfahren. Schon als junge Frau wollte sie bei den Inuit als Missionarin arbeiten und strebte eine entsprechende Ausbildung an. Aber dieser Berufung zu folgen, wurde ihr durch die politischen Ereignisse in Russland verwehrt.

Helene Dück wurde am 23.1.1909 auf der Krim geboren. Die Mitglieder ihrer Familie waren bewusste Christen und so wurde sie in der Gottesfurcht erzogen. In der Ukraine lebte sie und besuchte auch die Gottesdienste und Versammlungen der Frommen. Dadurch fand sie zum lebendigen Glauben und traf die wichtigste Entscheidung ihres Lebens, Jesus nachzufolgen. Im November 1928 heiratete sie, und zunächst war ihr das Glück hold. Doch diese wunderbare Zeit währte nicht lange. Schon nach neun Jahren, im November 1937, wurde ihr Mann wie viele andere Christen in Russland ver-

haftet. Sie hat nie erfahren, was mit ihm geschehen ist. Der Grund für seine Verhaftung müsste darin liegen, dass er in seinem Haus Gottesdienste gehalten hat, als den Christen die Kirchen genommen wurden. Von ihrem Mann ist ihr nur ein letzter Brief geblieben, den sie über die 70 Jahre der Witwenschaft hat retten können, bis der Tod sie selbst in Gottes Herrlichkeit aufnahm. In dieser anfechtungsreichen Zeit, als sie sich allein mit ihren vier Kindern durchschlagen musste, fand sie Trost im Wort Christi. Ihr blieb nur die Vermutung, dass ihr Mann entweder erschossen worden oder in der Verbannung gestorben war. Es war in der Zeit, als Stalin angeordnet hatte, die Christen in seinem Land mit Stumpf und Stiel auszurotten. 1941 wurde die Ukraine von den Deutschen besetzt, und in ihrem Dorf kehrte die Glaubensfreiheit wieder ein. Die Christen konnten ihre wunderbaren Gottesdienste feiern. So hat sich Helene Dück vor allem um die Kinder bemüht und brachte ihnen die Geschichten von Jesus nahe. Ihr war die einzigartige Gabe geschenkt, spannend zu erzählen, und sie vermochte es, den Kleinen Jesus vor Augen zu malen, so als stün-

de er mitten unter ihnen und redete mit ihnen. Doch diese Zeit war begrenzt. 1944 musste die Familie das Dorf verlassen und zog westwärts nach Polen in die Nähe von Lodz. Die russische Front hatte wieder die Ukraine erobert. 1945 besetzten die Sowjets Deutschland, und die Schwarzmeerdeutschen wurden nach Russland deportiert. Es folgte eine gefährvolle Zeit, vor allem für die Christen. Meist waren ja nur noch die Frauen und Mütter in der Familie, da ihre gläubigen Ehemänner in die Verbannung nach Sibirien verschleppt waren. Unter diesen widrigen Umständen suchten die Christen Trost im Wort Gottes. Es war eine Katastrophe, als den Frommen die Zusammenkunft zum Beten und Bibellesen in ihren Häusern verboten wurde. Man warf ihnen vor, sie würden gegen die Sowjets agieren und einen Umsturz herbeiführen wollen. Helene Dück, die maßgeblich an der Ausbreitung des Evangeliums teil hatte, wurde verraten und gefangen genommen. Sie wurde zu 25 Jahren Haft verurteilt. Nun war sie von ihren vier Kindern getrennt.

Der Richter, der das harte Urteil hatte sprechen müssen, sah die Not dieser Mutter

und redete ihr zu: „Du brauchst doch nur deinem Jesus abzuschwören. Unterschreib doch einfach, dass du nicht länger an Gott glauben willst. Was du in deinem Herzen denkst, interessiert uns nicht. Schwör Gott ab, unterschreib dies Dokument und du kannst sofort wieder zu deinen Kindern nach Hause gehen.“ Helene war zumute, als stünde der Teufel direkt vor ihr und würde sie zum Bösen versuchen. Wie raffiniert er war. Er traf sie an der wundesten Stelle. Ein Kampf setzte in ihrem Inneren ein. Es war wohl die schwerste Versuchung ihres Lebens. Sie kämpfte mit dem Satan, aber Gott erwies sich als der Stärkere. So sagte sich Helene: „Jesus hat aus Liebe zu mir sein Leben am Kreuz geopfert, um mich aus dem Bann der Sünde und des Teufels zu erretten. Ich bin ihm sehr wertvoll. Wie könnte ich ihm da den Rücken kehren? Nein, nein, nein, ich will nicht abtrünnig werden. Niemals will ich meinen Herrn verleugnen. Bis der Tod mich von dieser Erde nimmt, will ich ihm angehören.“ Aber sie bezahlte für diese Entscheidung einen hohen Preis.

Die Kinder kamen nun zu ihrer Schwester und ihrem Vater, die wunderbar für sie

sorgten. Aber es folgten für die Mutter anfechtungsreiche Zeiten während der Verbannung in Sibirien.

Aber nach Gottes weisem Rat wurde Helene nach fast drei Jahren aus der Haft entlassen. Der Tod des Tyrannen Stalin war ihr zur Queen Mary geworden, um bei diesem Bilde zu bleiben; denn nach seinem Begräbnis wurde für eine Reihe von Gefangenen eine Amnestie erlassen. Nun konnte sie ihre Kinder wieder in die Arme schließen. Freude erfüllte ihre Herzen. Die Verfolgung für Christen wurde danach etwas eingedämmt.

An ihrem Lebensabend bekannte sie: „Hingabe an Jesus ist das Dringlichste. Durch Anfechtungen und Anfeindungen wuchs meine Sehnsucht nach der himmlischen Heimat. Aber mir ist auch bewusst, dass wir einmal mit leeren Taschen vor Gott stehen werden. Nur der Glaubensweg ist sicher. Mir ist manchmal zumute, als stünde ich vor einer Bergkette und alle Höhen würden vom Glanz der Gnade überstrahlt. Die Todestäler sind dann verschwunden, und ich fühle mich in der Hand meines Heilands geborgen; denn meine Zeit steht in seinen Händen.“

Aber auch ich habe in meinem Leben schon die Rettung durch die Queen Mary erfahren. Ich denke an die Zeit, als wir am 19. Januar 1945 auf die Flucht gingen. Mit zwei Wagen, die vor allem mit Hafer für unsere sechs Pferde beladen waren und mit Lebensmitteln für die lange Fahrt westwärts, fuhren wir gegen Mitternacht los. Und dann brach das Unheil über uns herein. In einer Nacht wurden uns sämtliche Essenswaren gestohlen: Die beiden großen 20-Liter-Kannen mit der gefrorenen Milch, alle Würste und Schinken und der Sack mit Brötchen, die wie Zwieback haltbar gemacht worden waren. Wir waren entsetzt, und wir Kinder weinten. Bei der Weiterfahrt machte mein Vater für eine Nacht auf einem Rittergut Halt. Die Pferde stellten wir in einem Stall unter und wir suchten uns im Kuhstall auf zwei ausgebreiteten Strohbällen Platz zum Schlafen. Unsere Decken hatten wir ausgebreitet. Durchgefroren und schrecklich müde waren wir. Und dann kam die Queen Mary in der Person des Grafen zu uns, dem dieses Rittergut gehörte. „Herr Hannemann“, sprach er meinen Vater an, „kommen Sie bitte in unser Schlösschen. Sie können dort die Nachtruhe

verbringen. Ich stelle Ihnen unser Schlafzimmer zur Verfügung. Noch heute Nacht werden auch wir uns auf die Flucht vor der russischen Front begeben. Ehe Sie morgen weiterfahren, schauen Sie im Keller und in der Speisekammer nach und suchen Sie sich die Lebensmittel aus, die Sie auf Ihrer Weiterfahrt benötigen.“

Für uns brach ein Jubel an, als wir uns in die gräflichen Betten legten mit dem wunderschön verzierten Bettzeug, auf die herrliche Krönchen gestickt waren. Zuvor haben wir uns aber im Bad all den Schmutz und Staub von 14 Tagen abwaschen können. In der Küche fanden wir dann alles, was unser Herz beehrte. Unsere Queen Mary war wirklich ein imposantes Schiff, um bei diesem Beispiel zu bleiben. Und noch heute, nach fast 70 Jahren, habe ich diesen hilfsbereiten, wunderbaren Grafen nicht vergessen. Unseren Wagen füllten wir neu mit Brot, Butter, Käse, Wurst, Schinken und Honig auf.

Aber dann ereilte uns kurz darauf noch ein weiteres Unglück. Zwei unserer besten Pferde wurden uns über Nacht gestohlen. Heimlich hatten Diebe sie aus dem Stall losgebun-

den und waren mit ihnen verschwunden. Wo war da unsere Queen Mary geblieben? Ich war unserem Vater von Herzen dankbar, dass er bei einem solch schlimmen Verlust nie die Hoffnung aufgab, sondern unserer Familie Mut machte: „Kinder, nun müssen wir das Beste aus dieser Katastrophe machen und zuversichtlich nach vorne schauen. Jammern ist jetzt nicht angesagt.“ Die beiden Wagen wurden umgeladen, und vor allen Dingen musste der Hafer nun auf eine Fuhre gepackt werden. Einige nicht so wichtige Sachen wie Kleider und Schuhe wurden zurückgelassen. Die Hauptsache war für uns, dass wir auf unserer Flucht weiter vorankamen und nicht von den russischen Panzern zermalmt wurden.

Aber ich weiß noch von einer anderen Queen Mary, die uns zur Hilfe kam. Nach mehreren Monaten landeten wir in Breitenbach bei Bebra in Hessen. Dort fanden wir wunderbare Christen, die uns freundlich in ihrem Haus aufnahmen. Nichts Besseres hätte uns geschehen können. Sie luden uns auch in ihre Bibelstunden ein, die in ihrem Wohnzimmer stattfanden. Eine wunderbare Bleibe boten sie uns: eine Küche und eine

Kammer. Hier bei Opa Becker erlebte ich in einzigartiger Weise die Rettung durch die Queen Mary. Er lud mich zu einer christlichen Freizeit ein, wo ich zum Glauben an Jesus fand. Es war ein Lied, das mich in die Nachfolge Jesu rief. Der Refrain lautete:

„Es ist das Kreuz auf Golgatha, Heimat für Heimatlose.“

Diese Geborgenheit suchte ich, denn ich litt sehr unter der Armut und Not der verlorenen Heimat. In 65 Jahren hat mich Christus seitdem an seiner Seite reich gesegnet. Er liebt mich, er verzeiht mir meine Schuld und bietet mir tiefen Frieden. Dafür möchte ich ihm von ganzem Herzen danken.

Wer aber dieses Geschenk der Bekehrung erlebt hat, wird sogleich auch aufgerufen, andere ins Boot Christi zu ziehen. „Wir sind gerettet, um zu dienen.“ So steht es in der Heiligen Schrift. Kurz nach der Hinwendung zu Jesus fand in Bebra eine Zeltmission statt. Meine Klassenkameraden wollte ich alle dazu einladen. Aber ich erlebte eine herbe Enttäuschung. Nicht ein einziger Schüler folgte meiner Bitte. In Bebra wurde vor die-

ser Verkündigung im Zelt gewarnt. Es hieß: Eine neue Sekte macht sich breit. Das aber war eine glatte Lüge, und ich weiß nicht, wer sie in Umlauf gebracht hatte. Aber in mir brannte das Feuer der Liebe Christi im Herzen. Ich gab nicht gleich auf, sondern lud in unserem Dorf die Menschen ins Zelt ein. Von Haus zu Haus ging ich und verteilte Einladungen. So landete ich auch bei Martin, der gerade im Stall eines Bauern die Kühe fütterte. „Lotte, lass mich in Ruhe mit diesem frommen Kram. Du siehst, ich habe Arbeit.“ Damit wollte er mich abwimmeln. Ich aber blieb standhaft. „Martin, komm doch mit, wenigstens ein einziges Mal! Mach mir doch die Freude.“ – „Gut, einmal komme ich mit, aber dann lass mich bitte in Ruhe.“

Ich war darüber sehr glücklich und betete Sturm für Martin, dass das Wort von Jesus in ihm eine Wendung zum Glauben bewirken möge. Und so geschah es auch wirklich. Jeden Abend begleitete mich Martin ins Zelt und der Herr wirkte in ihm eine klare Bekehrung. Welch ein Segen floss durch diesen Mann in unser Dorf. Er ließ sich zur Verkündigung des Evangeliums zurüsten und

hielt dann sogar in unserem Haus so manche Bibelstunde. Beim Heimgang meines Vaters war er es, der mich am Grabe mit einem Gotteswort tröstete. Dieser Bruder in Christo, ein einfacher Landarbeiter, wurde mir in einer meiner anfechtungsreichsten, dunklen Stunde, als ich am Grab meines Vaters stand, zu einer Queen Mary. Danke, lieber Herr, dafür!

In der Arbeit der Telefonseelsorge in Marburg ließ Gott mich auch manchmal zu einer Queen Mary werden. Über 25 Jahre habe ich vor allem Nachtdienste übernommen und war besonders zuständig für die Betreuung suizidgefährdeter Menschen. So gelang es mir in dieser Zeit, mit Gottes Beistand über dreißig Anrufer wieder ins Leben zurückzuholen oder sie vor der Einnahme einer Überdosis Schlaftabletten, vor der Strangulierung oder vor dem Erschießen zu retten.

Ich erinnere mich noch ganz genau an einen Studenten, den mein Mann und ich eine ganze Nacht im Wald und auf den Bahngleisen suchten, bis wir ihn endlich auf einem Kinderspielplatz in einem Hüttchen entdeckten. Dieser Auftrag, Menschen in ihrer Verzweiflung zu suchen und zu retten,

war eine schwere Aufgabe, aber von Gottes wunderbarem Eingreifen getragen. Ein Beispiel soll es deutlich machen.

Es war etwa 22 Uhr, als das Telefon klingelte. Eine jüngere Frau stöhnte laut und erzählte mir in abgerissenen Sätzen, dass dies ihre letzte Nacht sein werde. Sie sei sehr niedergeschlagen und habe mehrere Röllchen Schlaftabletten auf dem Tisch liegen.

„In meinem Leben läuft alles schief. Mein Freund hat mich verlassen, und auf der Arbeitsstelle werde ich nicht immer anerkannt. Was soll mir das Leben noch bringen?“ Plötzlich hörte ich mitten in dem Gespräch ein Baby schreien und fragte: „Ist das etwa Ihr kleiner Schatz?“ – „Ja“, erhielt ich zur Antwort. „Das ist meine Yvonne.“ – „Um Ihres kleinen Kindes willen dürfen Sie sich nicht töten. Ihr Töchterchen braucht Sie.“

„Mein Kind nehme ich mit in den Tod. Das Fläschchen mit den Schlaftabletten habe ich schon gerichtet. Ich kann ja nicht meinen Liebling in einer bösen Welt zurücklassen.“

In dieser Not rief ich nach einer Queen Mary: „Bitte, lieber Herr, greif du ein und rette diese junge Mutter mit ihrem Baby.“

Es wurde das längste Telefonat, das ich je geführt habe. Sieben Stunden hielt ich den Hörer in der Hand. Mit geschickten Fragen versuchte ich zu ermitteln, wer die Anruferin war. Stockend erzählte sie mir, dass sie in einem Seniorenheim arbeite und gerade ihren Nachtdienst zu Ende gebracht habe. Ihre Yvonne sei vor acht Monaten geboren worden, aber der Vater habe sich schon vor der Geburt des Säuglings aus dem Staub gemacht. Sie wohne in Bayern in der Nähe von Nürnberg. Den genauen Ort will ich hier nicht preisgeben.

Diese wenigen Antworten konnte ich der Verzweifelten so nach und nach entlocken. Aber sie reichten aus, um die Selbstmordkandidatin ausfindig zu machen; denn in dieser Gegend gab es nur ein Altenheim, in dem eine Pflegerin mit einem Baby arbeitete, die gerade ihren Nachtdienst zu Ende gebracht hatte. Ich hielt sie am Apparat fest, telefonierte aber über das zweite Telefon mit der Polizei in Marburg, die sich mit den Kollegen im Raum Nürnberg verständigen konnten. Sofort wurden dort zwei Polizisten losgeschickt, um die Lebensmüde zu retten. Ich hörte noch das laute Klopfen an der Tür

und die Worte: „Hier spricht die Polizei! Öffnen Sie bitte!“ Darüber erschrak meine Anruferin. Sie wollte diesem Befehl nicht nachkommen. „Bitte“, bat ich sie, „schließen Sie die Tür auf, sonst wird sie von der Polizei mit Gewalt eingetreten. Ich habe die Polizei geholt, denn Sie sollen leben und nicht sterben.“ So folgte sie meiner Bitte. Kurz darauf meldete sich ein Polizist mit den Worten: „Wir übernehmen jetzt.“

Ich atmete auf und mir fiel ein Stein vom Herzen. Endlich waren meine Gebete erhört. Mutter und Kind wurden in eine Klinik gebracht. Später nahm ich Kontakt zu der Mutter auf, und sie schickte mir sogar ein Foto von ihrem süßen Schatz. In einem langen Brief teilte sie mir mit, dass sie Alkoholikerin sei, aber nun wolle sie in einer Suchtklinik für Mutter und Kind eine Therapie machen. So glücklich war ich noch nie und dankte Gott von Herzen für sein rettendes Eingreifen.

Etwas recht Erfreuliches erlebten wir in unserer jungen Ehe. Mein Mann hatte in Bad Arolsen im Waldecker Land seine erste Stelle als Lehrer angetreten. Das Christian-Rauch-Gymnasium war nun seine Wirkungsstätte.

Das machte uns sehr glücklich, denn nun erhielt er jeden Monat ein geregeltes Gehalt. Unser Problem aber war die entsetzliche Wohnungsnot damals im Jahr 1959, als Millionen von Flüchtlingen und außerdem noch viele Bombengeschädigte eine Bleibe suchten. Wir wohnten mit zwei Kindern in einem Zimmer mit Küche. Es war eine recht kalte Wohnung, die zudem noch sehr feucht war. An den Wänden kroch der Schimmel hoch. Jeden Tag machte ich mich auf den Weg, um ein neues Dach über dem Kopf zu suchen. Aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Schließlich sagte mein Vater: „Lotte, ihr müsst bauen, ich helfe euch.“ Aber Angst machte mir dieser Vorschlag schon. Wir selbst verfügten über keine Ersparnisse, aber wir konnten zwei Darlehen bei der Bank aufnehmen. So hatten wir alles gut geplant. Aber gegen Ende der Bauzeit fielen noch einige Rechnungen an, die wir nicht mehr bezahlen konnten. Außerdem wollten wir uns dringend eine Waschmaschine kaufen. Obwohl das Haus nur 43 000 DM kostete, kamen wir doch in Bedrängnis. Meinen Vater wollte ich in unsere Sorgen nicht hineinziehen. Er hatte uns doch schon so viel geholfen.

Da passierte für mich etwas Unglaubliches. In Form eines Schreibens vom Lastenausgleichsamt tauchte die Queen Mary in meinem Briefkasten auf. Ich musste die Zeilen zweimal lesen, bis ich verstand, was mir hier mitgeteilt wurde. So las ich: „Sehr geehrte Frau Bormuth, bitte geben Sie uns Ihr Konto an, damit wir Ihnen den Betrag in Höhe von 8256 DM überweisen können, denn Ihr Antrag wurde genehmigt.“

Ich konnte das Wunder nicht fassen. Wie kam ich plötzlich zu so viel Geld? Vor Freude hüpfte und sprang ich im Zimmer hin und her, denn vom Lastenausgleich hatte ich nur vom Hörensagen vernommen.

Ich stamme ursprünglich aus Bessarabien, dem heutigen Moldawien und der Ukraine. Wir wohnten nur 8 Kilometer vom Schwarzen Meer entfernt, südlich von Odessa. Dort bin ich geboren. Fruchtbare Land gab es in Hülle und Fülle. Mein Großvater mütterlicherseits war ein reicher Landwirt und besaß zudem ein Lebensmittelgeschäft, eine Mühle und eine Ziegelei. Immer wenn ein Kind geboren wurde, übertrug Großvater Ohlhause seinem Enkel mehrere Hektar Land zur Taufe als Geschenk. Testamentarisch war al-

les bei einem Notar verbucht worden. Zum Glück hatten meine Eltern alle Dokumente auf der Flucht mitgenommen und auch meine Papiere beim Lastenausgleichsamt eingereicht. Nun war mir die hohe Summe gerade zur rechten Zeit zugeteilt worden. Der Dank an Gott fiel mir nicht schwer. Ich hob meine Hände zu ihm empor und freute mich über meine Queen Mary.